

# Kein Messer dringt so tief, wie ein falsch gesetztes Komma

Warum Übersetzungsfehler in technischen Dokumentationen uns und dem Hersteller das Leben schwer machen, und wie man sie zukünftig vermeidet

Von Frank Jankowski

Ob die Bauherren des sagenhaften Wolkenkratzers zu Babel einen Zufluchtsort vor der nächsten Sintflut brauchten oder einfach nur hoch hinaus wollten, sei dahingestellt. Jedenfalls muss man Gottes Schachzug, Sprachverwirrung zu stiften, um das Richtfest dieses Symbols menschlicher Vermessenheit zu boykottieren, als höchst originell würdigen. Den Übersetzerberuf zu erfinden, war dann von Seiten der Menschheit allerdings auch keine schlechte Idee. Denn seit es den gibt, werden noch viel mächtigere Türme gebaut. Liegt hierin womöglich der tiefere Sinn jenes alten italienischen Sprichworts: „Traduttore traditore“ (Übersetzer sind Verräter)?

Tatsächlich missbrauchen Dostojewski-Übersetzer unser Vertrauen, wenn sie den bettelarmen Raskolnikov Champagner trinken lassen. Sie verkennen, dass „schampanskoje“ (шампанское) in diesem Kontext billigsten Schaumwein bezeichnet. Jedoch zeitigt dieser Unfug keinerlei Auswirkungen auf die Unversehrtheit des Lesers oder den Ruf des Verlags, der die immer wieder hoch gelobten „Neuübertragungen“ mit immer derselben Ungereimtheit herausbringt. Ähnlich unbrisant dürften die Folgen der Star Trek-Synchronisierungsverwechslung von Silizium („silicon“) und Silikon („silicone“) ausfallen, wie sie auch den Übersetzern der Steve Jobs-Biografie gleich im ersten Kapitel unterlief<sup>1</sup>.

In der Welt technischer Übersetzungen liegt die Sache völlig anders. Weitaus geringere Fehler vermögen hier Verheerendes anzurichten, und zwar in jeglicher Hinsicht. Ein um eine einzige Stelle verrutschtes Komma kann hier den qualvollen Tod eines oder sogar vieler Menschen bedeuten, nämlich, wenn es sich dabei bspw. um die Mengenangabe einer Röntgenstrahlendosis handelt. Auch in der Beschreibung eines Defibrillators reiche bereits ein kleiner Fehler aus, um eine falsche Anwendung zu verursachen und den Tod eines Patienten zu verschulden, bestätigt eine Sprecherin der *Heinz Stampfli AG*. In einer amerikanischen Studie resultierten 1.500 von 30.000 untersuchten Medikationsfehlern aus missverständlich übersetzten Abkürzungen. Deshalb greife man in dieser Branche verstärkt auf ausgebildete Mediziner zurück. Im Ärzteblatt hingegen wird durch eine andere Studie belegt, „dass ein entsprechend ausgebildeter Übersetzer einem sprachversierten Mediziner vorzuziehen ist. Und in einem internationalen Medizin-Blog heißt es gar: “In nearly one in five cases that required the involvement of a medical translator, a serious error was reported.”

Der Österreichische Übersetzer- und Dolmetscherverband *Universitas* stiftet sogar Preise für die schlechtesten Übersetzungen. 2008 wurde diese zweifelhafte Ehre dem Fernbusriesen *Eurolines* wegen seiner osteuropäischen Fahrpläne zuteil. Statt „Sitzplatzreservierung erforderlich“ stand da z.B. im Polnischen (rückübersetzt) so viel wie „Sitzfläche des Vorbehaltes erforderlich“.

Das Problem translatorischer Schludrigkeit beschäftigt die Fachwelt schon lange. Bei einer Ausschreibung der Europäischen Union wurde 1998 ein Angebot mit der Begründung abgelehnt, die Dokumentation enthalte eine Reihe von Übersetzungsfehlern. Der Bewerber unterstellte Korruption: in Wahrheit werde eine Firma bevorzugt, die billiges Personal beschäftige und früher

---

<sup>1</sup> „Für Steve Jobs beginnt der Aufstieg zum strahlenden Olymp der Erfinder mit dem Bericht über zwei Elternpaare und die Kindheit in einem Tal, das gerade lernte, wie man Silikon in Gold verwandelt.“ Aus: Walter Isaacson: Steve Jobs. Die autorisierte Biografie des Apple-Gründers. 1. Auflage. Bertelsmann, München 2011, ISBN 978-3-570-10124-7. Ein drittes Beispiel stammt aus einem Bericht über Tamagotchis: "Sieben Jahre nach dem Boom der pflegebedürftigen Kleincomputer kommt nun eine zweite Generation der Silikonküken auf den Markt". Das Herzstück der kleinen Tamagotchi-Nachkommen besteht aber nicht aus Silikon, sondern aus Silizium.

bereits den Zuschlag erhalten habe. So die Begründung seines Einspruchs. Die Konsequenzen dieses Problems führt der irische Translatologe Jody Byrne als Paradebeispiel an, in welchem „the sheer cost in terms of money, time and effort is enormous.“ Byrne referierte auch den folgenden interessanten Fall, wo ein bundesrepublikanischer Sprachdienstleister die Vokabel „steam“ fälschlicherweise mit „Rauch“ verdeutschte – und zwar für die Gebrauchsanleitung eines englischen Brotbackautomaten. Rauchentwicklung beim Backen, so die Information, sei völlig normal. Dummerweise führte ein Konstruktionsfehler dazu, dass es durch Überhitzung tatsächlich rauchte, anstatt nur zu dampfen. Da dies laut Herstellerinstruktionen ungefährlich war, ließen die deutschen Brotbäckerinnen es fröhlich qualmen – nicht ahnend, dass solche Ausdünstungen sogar giftig sind...

Einer der vielleicht teuersten Übersetzungsdienstleistungsfehler aller Zeiten betrifft *Continental Illinois*. Japaner hatten Interesse bekundet, diese damals strauchelnde siebtgrößte Bank der Vereinigten Staaten zu übernehmen. Bei der Übertragung einer entsprechenden Pressemeldung ins Japanische vertauschte die Agentur den Terminus „Gerücht“ mit „Bekanntgabe“. Im nächsten Augenblick verlangten sämtliche Anleger und Gläubiger ihr Geld zurück. Zusammen mit der *Federal Deposit Insurance* und dem *Federal Reserve Board* pumppte der *Comptroller of the Currency* als vertrauensbildende Maßnahme um die \$ 2 Mrd. in eine Refinanzierung. Ohne Erfolg. Aus Angst vor Domino- und Schneeballeffekten pumppte man weiter, bis das amerikanische Volk schließlich acht Milliarden Dollar für diese Angelegenheit bezahlt hatte. Dagegen sind die 112 Millionen Dollar für den falsch übersetzten Beipackzettel, die einem US-amerikanischen Pharmakonzern unlängst als Strafe aufgebremmt wurde, Peanuts.

Immer wieder müssen exportorientierte Unternehmen hohe Zusatzkosten für vermasselte Internationalisierungen ihrer Dokumentationen in Kauf nehmen. Der Ablehnungsbescheid der französischen Zulassungsbehörde für eine bereits lieferfertige Lokomotive kostete den in Moskau ansässigen sechstgrößten Eisenbahnhersteller der Welt, *Transmashholding*, rund 85.000 Euro Gebühr, sowie fast 2.000 Euro Zwischenlagerkosten für jeden Tag, den sich die Revision hinzog. Schuld waren unfachmännisch übersetzte Formalitäten. Die Konventionalstrafen, die ein namhafter deutscher Druckmaschinenfabrikant allein im letzten Jahr für nachlässige Lokalisierungen bezahlen musste, war noch teurer – und dem Geschädigten ist dieser Igemakel so unangenehm, dass er nicht einmal genannt werden will. Windkraftanlagenbauer wie *Alstom* oder *General Electric* kalkulieren solche Zusatzkosten mittlerweile sogar schon in ihren Angeboten für die Aufsteller mit ein.

Ganz andere, kaum weniger kostspielige, Nachlässigkeiten im Bereich sprachlicher Lokalisierung beschwören immer wieder weltweite Markteinführungen herauf. Die beiden peinlichsten Fälle bescherten uns zum einen Schwedens *Electrolux*-Staubsauger mit dem Claim „Nichts saugt wie ein Electrolux“, was für den englischsprachigen Markt mit „Nothing sucks like an Electrolux“ übersetzt wurde, worunter ein Amerikaner jedoch versteht, dass „nichts so beschissen ist, wie ein Electrolux!“. Der andere Fauxpas, den Japans *Mitsubishi* mit seinem Pajero (Spanisch „Wichser“) lieferte, avancierte in der Branche schon beinahe zu einem geflügelten Läster-Wort.

Obwohl Analysten dem *Citroën C4* gute bis sehr gute Absatzchancen in China bescheinigt hatten, wurde auf diesem gigantischen Markt kaum ein einziges Exemplar verkauft – bis man schließlich einen Lokalisierungsdienstleister einschaltete, der erklärte, dass „C4“ in den Ohren eines Chinesen so viel wie „stirb doppelt“ bedeutet. Man änderte den Namen in „C Quatre“, aber das Image war lädiert.

China ist ein heißes Eisen, diese Erfahrung müssen jetzt immer mehr Nichtchinesen machen.

Als das Wissenschaftsmagazin der *Max-Planck-Gesellschaft* sich unlängst diesem Thema (China) widmete, illustrierte man die Titelseite mit chinesischer Kalligrafie, die man zur Sicherheit immerhin einem deutschen Sinologen vorlegte. Dieser war der Ansicht, es handle sich um „völlig unverfängliche Zeichen“. Chinesische Mitarbeiter aus Max-Planck-Instituten wiesen nach. Erscheinen des Heftes jedoch konsterniert darauf hin, dass die Botschaft des Textes eindeutig

zweideutig sei. Es war eben doch kein, wie man auf den ersten Blick vermutete, klassisches Gedicht mit jahrtausendealten Weisheiten, sondern Werbung eines Etablissements aus dem Rotlichtmilieu.

„Wir haben es uns einiges kosten lassen und junge Mädchen aus Nordchina aufgetrieben“, heißt es da auf dem Titel des altehrwürdigen deutschen Wissenschaftsperiodikums. Die Damen seien „heiß“ und hätten „eine erregende Figur“...

Die Liste teurer Konsequenzen aus mangelnder Kompetenz oder Kontrolle ist ebenso lang wie verblüffend. Mit einem makabren Lapsus sorgte zuletzt die eidgenössische Supermarktkette *Migros* für internationales Gaudium. Ihre Schweizer Bratbutter hieß auf Italienisch "Burro per arrostire Svizzeri", also "Butter zum Braten von Schweizern". Die Migros haut uns in die Pfanne, beschwerte sich die Neue Zürcher Zeitung daraufhin. Und der Sender SRF bezeichnete das Bioprodukt als „Kannibalenbutter“.

Die Schäden, die solche Fehler verursachen, sind nur schwer zu beziffern. Es entstehen ja nicht bloß Kosten für Druck und Logistik der neuen Verpackung, sondern auch Kratzer im Image, denn der Verbraucher könnte argwöhnen, dass die Zubereitung des Produkts genauso schlampig ausfällt, wie dessen Übersetzung – erst recht, wenn er dann auch noch jenes ‚s‘ bemerkt, das in der französischen Version ("Beurre à rôtir suisses") zu viel ist.

Durch Internet und globalisiertes Outsourcing verschlechtert sich die Qualität der Übersetzungen zunehmend. Interne oder unabhängige Prüfungen der Übersetzungen vor allem seltener Sprachen sind jedoch extrem aufwändig, für kleinere Unternehmen oft sogar unmöglich. Einem von TranslateMedia veröffentlichten Untersuchungsergebnis zufolge, müssen 80% aller internationalen Unternehmen Einnahmeverluste wegen schlechter Übersetzungen hinnehmen. 40% aller Produkteinführungen verzögern sich durch Übersetzungsfehler, und jedes 15. Unternehmen wird aufgrund mangelnder Übersetzungsqualität für Regelverstöße bestraft.

Das alles schreit geradezu nach Abhilfe. Genauer gesagt: nach einem vertraulichen und unabhängigen Standard-Verfahren zur Qualitätssicherung von Fachtext-Übersetzungen, für die weltweit \$ 45 Mrd. (reine, von Language Service Providern in Rechnung gestellte Direktkosten) pro Jahr ausgegeben werden.

Der Geschäftsführer des renommierten Hamburger Sprachdienstleisters *Glossa Group*, Wirtschaftsingenieur und Nanotechnologe, war sicherlich nicht der erste, der diese Marktlücke entdeckte, aber der erste, der sie ausfüllte – mit *myproof*, einem universell einsetzbaren webbasierten CMS, das als Plug-in bzw. App ins eigene System integriert wird. Anwender können damit individuelle Bewertungsparameter für ihre zu prüfenden Texte festlegen, Übersetzungsprobleme im Detail erkennen (und beheben lassen) und Qualitätsentwicklungen durch standardisierte Kennzahlen verfolgen.

Gut anderthalb Jahre dauerte die Entwicklungsphase. Dabei profitierte das Team der Konzepter vom Knowhow ihrer sehr unterschiedlich qualifizierten Mitarbeiter. Neben den (teils promovierten) Fachübersetzern beschäftigt das mittelständische Unternehmen sowohl junge, querdenkende Programmierer und Computerlinguisten, als auch langjährig erfahrene Projektmanager. Gemeinsam decken sie das gesamte Spektrum der Translatologie ab, und verfügen außerdem über ein weltweit verzweigtes Netzwerk ebenfalls akademisch ausgebildeter Lektoren, ohne die *myproof* nicht funktionieren könnte.

Neben den Vorschriften eines Qualitätsmanagementsystems, wie sie etwa durch *DIN*-, *EN*- und *ISO*-Richtlinien festgelegt werden, erfüllt das System sämtliche Anforderungen international gängiger Qualitätsnormen für den modernen Übersetzungsprozess einschließlich Terminologie-Management. Viele Lösungen entstanden in Anlehnung an andere, frühere Qualitätssicherungsentwürfe, die sich aufgrund unausgeglichener Gesamtkonzepte und eindimensionaler Zielgruppenorientierungen nicht durchsetzen konnten. So ist die *myproof*-Systematik der Fehlerkategorien bspw. eine verfeinerte Weiterentwicklung der strengen, in der Automobilindustrie geltenden, *Translation Quality Norm SAE J2450*. Die Methodik der

Schwellenwerte hingegen, einer der schwierigsten Aspekte überhaupt, geht auf einen entsprechenden Ansatz des *LISA QA*-Modells zurück, bei denen Glossa-Gründer bereits federführend mitgewirkt hatten. Zur Bewältigung manch anderer Herausforderungen (Kategorisierung von Textsorten, Bestimmung von Qualitätsparametern, Klassifizierung linguistischer Konstanten etc.) setzte man auch Erkenntnisse der Hochschulforschung in die Praxis um, wobei sich wiederum Synergieeffekte ergaben.

2013 wurde die Beta-Version der *myproof*-Suite auf der Messe für technische Kommunikation (tekomp) der Weltöffentlichkeit vorgestellt, heimste kurz darauf zwei Preise, u.a. für mittelständische Innovationen, ein und erfährt seitdem große Zustimmung von Seiten der Industrie.

*myproof* ist in zwei Komponenten verfügbar: zum einen als sehr preisgünstige und komplett online hantierbare *myproof platform* mit den Basictools des großen Bruders für einzelne, kleine und schnell verfügbare Stichproben-Prüfungen quasi von der Stange. Zum anderen gibt es den großen *myproof manager* als maßgeschneidertes Baukastensystem für kontinuierliche Qualitätssicherungen großer Textumfänge, das nach dem Prinzip so genannter „Eskalationsstufen“ funktioniert – vereinfacht ausgedrückt: je mehr Fehler, desto größer der Verdacht auf Schlamperei, desto genauer die Prüfung.

Derzeit wird das zweite Release (mit Verbesserungen der Benutzer-Oberfläche, größerer Übersichtlichkeit, präziserer und effizienterer Fehlerermittlung, Angebot der Quelltext-Evaluation, Verschmelzungen sich überschneidender Leistungen, strengerer Normierungen diverser Features etc.) fertiggestellt.

Und wenn sich das erst herumgesprochen hat, dürfte sich der österreichische *Universitas* sehr viel schwerer tun, jemandem seinen Anti-Preis für die „Übelsetzung des Jahres“ aufzubürden, der übrigens aus einer Liste professioneller Übersetzer und Dolmetscher besteht. Zuletzt traf es die Weinkellerei *Schlumberger*. Den Slogan „Der außergewöhnliche Verführer“ hatte der traditionsreiche Großhändler mit „The exceptional abuser“, also „Der außergewöhnliche Missbraucher“, für den Export uminterpretiert – ein nicht bloß peinlicher, sondern angesichts des berausenden Produkts sogar kontraindizierter Lapsus.

„Wir bedauern, dass gerade bei einem renommiertem Unternehmen das Bewusstsein für die Notwendigkeit professioneller Übersetzungen nicht vorhanden ist“, verkündete die Generalsekretärin des Verbandes. „Hier wurde ganz klar an der falschen Stelle gespart.“ Die Übersetzung von ‚Verführer‘ laute ‚seducer‘, sei aber in einem englischen Werbetext wenig überzeugend. Hier seien Sprachprofis gefragt, die den Slogan im Englischen so gestalten, dass er dem Sinn des deutschen Originals entspreche.